



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de



IHR PERSÖNLICHES LESEEXEMPLAR

Wir bitten die Kolleginnen und Kollegen von
der Presse darum, dieses Buch nicht vor dem

19. Oktober 2022 zu besprechen.

Wir sind sehr an den Meinungen der Buchhändlerinnen
und Buchhändler interessiert.

Bitte senden Sie Ihre Leseindrücke an
buchhandelsstimmen@klett-cotta.de

**Die
Meerjungfrau
von
BLACK
CONCH**

ROMAN

MONIQUE ROFFEY

AUS DEM ENGLISCHEN VON GESINE SCHRÖDER

TROPEN

Die Arbeit an dieser Übersetzung wurde durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) und die VG Wort im Rahmen des Programms NEUSTART KULTUR unterstützt.

VG WORT



Die vorangestellten Zitate entstammen folgenden Publikationen:

Christoph Kolumbus: Schiffstagebuch, aus dem Spanischen von Roland Erb, Reclam, Leipzig 2001, S. 131.

Pablo Neruda: Das lyrische Werk, Band 2, herausgegeben von Carsten Garscha, aus dem Spanischen von Erich Ahrendt und Katja Hayek-Ahrendt, Luchterhand, München 2009, S.914.
Im Original: Pablo Neruda, »Fábula de la sirena y los borrachos«, from ESTRAVAGARIO © Pablo Neruda, 1958 and Fundación Pablo Neruda

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Mermaid of Black Conch« im Verlag Peepal Tree Press, Leeds

© 2020 by Monique Roffey

Für die deutsche Ausgabe

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Zero-Media.net

unter Verwendung einer Abbildung von © Arcangel/Alexa Kan und einer Illustration von © FinePic®, München

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50522-1

E-Book ISBN 978-3-608-11934-3

*Für Irma, Laure und Yvette und die
Stammütter vor ihnen – die Womxn, denen ich
nachgeboren bin. Pisa, Port Said, Port of Spain. Für die
Göttin, die Muse, die Legenden der Tiefe,
die ihr für mich seid.*

*Am Tag vorher [dem 8. Januar 1493], als der
Admiral zum Río del Oro [auf Haiti] gefahren war,
hatte er, wie er sagt, drei Sirenen gesehen, die sehr weit
aus dem Meer emportauchten, aber sie waren nicht so
schön, wie sie beschrieben werden, denn sie hatten eher
männliche Gesichtszüge. In Guinea, an der Küste von
Manegueta, sagt er, habe er andere gesehen.*

Christoph Kolumbus, *Schiffstagebuch*

*sie kannte das Weinen nicht
deshalb weinte sie nicht
sie wußte nicht sich zu kleiden
deshalb bekleidete sie sich nicht
sie tätowierten sie mit Zigaretten
und angebrannten Korken
und lachten bis sie auf den Boden
der Taverne fielen*

Pablo Neruda, *Fabel von der Sirene und den Betrunkenen*

KAPITEL 1

Simplicity

David Baptistes Dreads sind grau, seine Glieder zu harten schwarzen Korallenästen verschrumpelt, und doch gibt es noch Leute in St. Constance, die ihn aus jüngeren Jahren kennen, und die erinnern sich an seinen Part in der Geschichte von 1976, als zwei Yankees aus Florida kamen und Marlins angeln wollten, und dann kaschten sie stattdessen ne Meerfrau. Im April war das, als die Lederschildkröten auf Wanderung waren. Manche meinen, sie wäre mit denen gekommen. Andere sagen, sie hätten sie schon früher gesehen – vor allem die Fischer, die weit draußen angeln. In einem sind sie sich aber einig: dass die sie gar nicht erwischt hätten, wären sie und er nich bisschen flirty-flirty gewesen.

Bei Tagesanbruch war das Meer vor Black Conch am schönsten. David Baptiste fuhr gern möglichst früh raus, um vor den anderen einen guten Fang zu machen, Kingfish oder Red Snapper zum Beispiel. Meist steuerte er die zerklüfteten Felsen eine Meile vor Murder Bay an und nahm seine Ausrüstung mit, mit der er sich die Zeit vertrieb, wenn er seine Handleinen ausgeworfen hatte – einen Spliff aus feinstem örtlichem Ganja und seine Gitarre, auch wenn er nicht besonders gut spielte. Ein verschrammtes altes Teil, das ihm sein Cousin Nicer Country überlassen hatte. Dann ging er vor Anker, zurrte das Steuer fest, steckte sich den Spliff an und spielte sich was vor, während die weiße Neonscheibe der Sonne am Horizont erschien, sich

hochschob und sacht-sacht aufstieg, allgewaltig in den silbrig-blauen Himmel.

David klimperte auf der Gitarre und sang, als sie zum ersten Mal den mit Seepocken und Tang bedeckten Kopf aus dem ruhigen grauen Meer hob, dessen leuchtendes Türkis noch nicht erwacht war. Einfach so tauchte sie auf und beobachtete ihn, bis er nach einer Weile den Blick hob und sie bemerkte.

»Heilige Mutter des heiligen Gottes auf Erden!«, rief er. Sie verschwand unter der Wasseroberfläche. Schnell-schnell legte er sein Instrument weg und guckte. Es war noch nicht taghell. Er rieb sich die Augen, als könnte er dann besser sehen.

»Ayyy!«, rief er über das Wasser. »Dou-Dou! Komm. Mami Wata. Komm-na.«

Er legte die Hand auf sein Herz, weil es ihm in der Brust herumspwang. Der Magen zitterte ihm vor Begehren und Angst und Erstaunen, denn er wusste, was er gesehen hatte. Eine Frau. Gleich da drüben im Wasser. Eine rote Frau, nicht schwarz, nicht afrikanisch. Nicht gelb, asiatisch, und keine Frau mit goldenen Haaren aus Amsterdam. Auch keine blaue Frau, blau wien verdammter Fisch. Rot. Sie war rot wie die Amerindians. Oder ihre obere Hälfte zumindest. Er hatte ihre Schultern gesehen, ihren Kopf, ihre Brüste, ihre langen, taudicken Haare voller Seetang und mit Anemonen und Schneckenhäusern drin. Eine Wasserfrau.

Eine ganze Weile starrte er auf die Stelle, wo sie aufgetaucht war. Er beäugte den Spliff; hatte er heute Morgen zu viel geraucht? Er schüttelte sich und hielt Ausschau und wartete ab, ob sie wiederkommen würde.

»Komm zurück!«, rief er in die graue Weite. Die Meerfrau hatte den Kopf aus dem Wasser gehoben, und er hatte sogar ihren Gesichtsausdruck gesehen – als hätte sie ihn ganz genau gemustert.

Er wartete.

Aber es passierte nichts weiter. An dem Tag nicht mehr. Er setzte

sich in seiner Piroge hin, und aus irgendeinem Grund begann er plötzlich um seine Mutter zu weinen. Um Lavinia Baptiste, seine gute Mutter, die Brotbäckerin des Dorfes, seit zwei Jahren tot. Als er sich später den Kopf zerbrach, fielen ihm Geschichten aus seiner Kindheit wieder ein, Märchen von halb menschlichen Meereswesen, aber die handelten von Wassermännern. In den Legenden von Black Conch gab es Wassermänner, die tief unten am Meeresgrund lebten und hin und wieder heraufkamen, um sich mit den Flussnixen zu paaren – alte Geschichten aus der Kolonialzeit. Die Alten redeten gern bis spät in die Nacht in Ce-Ces Kneipe am Hafen, besonders nach zu viel Rum und zu viel Marihuana. Die Wassermänner von Black Conch waren genau das: Gerede.

Es war April, die Zeit, in der die Lederschildkröten südwärts in die Gewässer von Black Conch migrierten, in der auf den Hängen die Trompetenbäume explodierten wie schwefelgelbe oder pinke Rauchbomben, die Zeit, in der der freizügige Flammenbaum erblühte. Von dem Moment an, wo die rote Frau auftauchte und verschwand, wie um ihn zu ärgern, sehnte er sich nach ihr. Er empfand eine bittersüße Melancholie, eine sanfte Berührung seiner Seele. Das kam nicht vom Ganja. An dem Tag geriet etwas in ihm in Brand, ein Teil von ihm, von dem er nicht einmal gewusst hatte, dass es ihn gab. Er spürte einen scharfen Schmerz, genau hinter der flachen Stelle zwischen den Rippen, im Solarplexus.

»Komm her-na«, sagte er leis-leis und gentlemanlike, als seine Muttertränen getrocknet waren und sein Gesicht sich vom Salzwasser spannte. Etwas war passiert. Sie war aus den Wellen aufgetaucht und hatte ihn erwählt, einen einfachen Fischer.

»Komm-na, Dou-Dou«, flehte er, noch leiser diesmal, als wollte er sie ködern. Aber das Wasser lag wieder flach und ruhig da.

Den nächsten Morgen fuhr David wieder zu den Felsen vor Murder Bay und wartete stundenlang und sah nichts. Er rauchte nichts. Den

nächsten Tag dasselbe. Vier Tage fuhr er in seiner Piroge zu den zerklüfteten Felsen. Er machte den Motor aus, warf den Anker und wartete. Er erzählte niemandem, was er gesehen hatte. Hielt sich vom Ce-Ce's fern, dem Laden seiner warmherzigen, großmäuligen Tante. Mied seine Cousins, seine Partner in St. Constance. Ging direkt heim in das kleine, selbstgezimmerter Haus am Hang zwischen Bananengstauden, das er mit seinem Mongrel Harvey bewohnte, einem Mischlingsrüden. Er war ruhelos. Ging früh ins Bett, um früh aufstehen zu können. Er musste die Meerfrau wiederfinden, sich überzeugen, dass er richtig gesehen hatte. Brauchte Kühlung für sein plötzlich entbranntes Herz, Linderung für seine sirrenden Nerven. Solche Gefühle hatte er noch nie gehabt, und ganz sicher nicht für eine sterbliche Frau.

Dann, Tag fünf, sechs Uhr morgens, spielte er Gitarre und summete ein Kirchenlied, als die Meerfrau sich doch wieder zeigte.

Diesmal plätscherte sie mit einer Hand im Wasser und machte ein Geräusch wie einen Vogelruf. Als er aufblickte, erschrak er nicht ganz so wie bei der ersten Begegnung, trotzdem zog sich ihm der Magen zusammen, und er erstarrte bis in die letzte Faser. Er saß still und schaute sie sich gut an. Sie dümpelte cool-cool an Backbord, wie auf einem Floß, bloß dass keins da war. Aus ihren glänzenden Augen schien ihn die Meerfrau skeptisch zu betrachten. Sie legte den Kopf mit dem langen schwarzen Haar schief, und erst da fiel David auf, dass sie seine Gitarre bäugte. Sacht-sacht, um sie nicht zu verschrecken, nahm er das Instrument, spielte leise und summete dazu. Sie blieb, wo sie war, beobachtete ihn und strich langsam mit den Händen und dem gewaltigen Fischschwanz durchs Wasser.

Es war die Musik, die sie anzog, nicht das Motorengeräusch, das sie allerdings auch schon erkannte. Die Magie, die Musik auf uns ausübt, das Lied, das in jedem Erdenwesen lebt, auch in einer Meerfrau. Sie hatte lange keine Musik mehr gehört, seit bestimmt tausend Jahren, und deshalb folgte sie deren Lockruf an die Oberfläche, sehr vorsichtig und sehr interessiert.

Den Morgen spielte David leise Kirchenlieder, mit denen er schon als Junge Gott gepriesen hatte. Heilige Lieder sang er für sie, die ihm Tränen in die Augen trieben, und so verharren sie bei dieser zweiten Begegnung, nur durch ein kleines Fleckchen Meerwasser getrennt, und beobachteten einander – ein junger Fischer aus Black Conch mit seiner Gitarre und feuchten Augen und eine Meerfrau aus den Gewässern von Kuba, wo man sie früher einmal Aycayia genannt hatte.

~

Ich verschwind eines Nachts, im großen Sturmwind
Lang-lang her
Insel wo einmal die Taino lebten
Und die Menschen vor den Taino auch
Nördlich von hier und im Westen
Die Insel, die ich kenn
Hat die Form einer Echse
Ich hab das Meer gesehen
Ich hab gesehn seine Schönheit
Ich hab gesehn seine Macht
Die Macht seines Reichs
Hab durchschwommen seinen Zorn
Durchschwommen seine Qualen
Durchschwommen den Samtgrund
Die Korallen
Die Städte darunter
Bin geschwommen unter Inseln
Geschwommen am Ufer in seichten Wellen
Hab Kinder spielen sehn
Ich bin geschwommen mit trägen Stahl-Canoa
Bin geschwommen überall in diesen Inselwassern
Bin geschwommen in Schulen von Delfinen

Bin geschwommen in Schwärmen von Fischen
Groß und lang wie ein ganzer Mensch
Bin eingetaucht in hohe Wellenmauern
Wär sehr bald gestorben als Menschfrau
Vierzig Zyklen? Kinder, Ehe
Leben an Land ein Leben aus Geburt und Tod
Anstatt ich leb mehr als tausend Zyklen
Hier im Meer
War nicht allein als man mich verfluchte
Eine alte Frau die traf auch der Fluch
Und sie verschwand genauso in derselben Nacht
Lang-lang her, so lang, ich kann nicht sagen wann
Nur dass sie riefen einen Huracan
Dass er mich fortnahm
Meine Beine einschloss im Fischeschwanz

Tagebuch David Baptiste, März 2015

Immer wenn die ersten Lederschildkröten kommen, bin ich glücklich. Dann weiß ich, dass auch sie, meine Meerfrau, bald auftaucht und dass sie auch glücklich ist, mich zu sehen. Von April an hab ich jeden Tag nach sie geschaut. Sie wusste, wo sie mich findet, bei den zerklüfteten Felsen, wo wir uns das erste Mal gesehn ham, eine Meile vor Murder Bay. Da ist immer noch ruhig, auch jetzt noch, wo sie den letzten verdammten Fisch wegfangen. Mehr als mein halbes Leben halt ich nach Aycayia Ausschau. Frauen hatte ich manche seit damals, alle möglichen Frauen – Freundin, Kindermutter, Geliebte –, aber nie eine wie sie.

Sie war was andres.

Bin ein alter Mann jetzt, so krank-krank, kann mich nich bewegen. Kann nich arbeiten, nich rausfahn, also schreibe ich jetzt meine Ge-

schichte. Setz mich und kipp einen Rum oder zwei auf den Kummer, ersäuf mein ganzes Scheißherz in der Flasche. Hurrikan Rosamund, Mann, der hat alles verändert, alles weggefegt, restlos, und dann, ein Jahr nach der ersten Begegnung, kommt sie wieder!

Miss Rain wars, die sie Wörter gelehrt hat, als sie bei mir zu Besuch war, als die sie aus dem Meer gefischt hatten an dem schlimmen Tag. Sie kennt eine eigene Sprache, und die bekam ich beim Sexing zu hören. Aber die Sprache lang-her, und sie kannte die kaum noch. So lange hatte sie die nicht gesprochen. Als wir zusammen warn, sie und ich, lern wir die Namen aller Fische aus der Enzyklopädie von Miss Rain. Die nehm ich mit in mein Boot. Aycayia lernt gern und wollte die Namen von jedem einzelnen Fischviech wissen, im Meer draußen wie an den Küsten. Ich kenn bloß halb so viele – und lateinische Namen haben die auch noch. Jetzt ist sie also ne Meerfrau, die jeden Fisch weit und breit in zwei Sprachen anspricht und ein paar auch noch in ihrer eigenen Sprache.

Als ich sie zum ersten Mal gesehn hab, bin ich zu Tode erschrocken. Ihr Oberkörper ploppt aus dem Wasser. Rot war sie, wie die Amerindians, und ganz schuppig und glitzernd, so als wär sie poliert. Ploppt da hoch wie aus dem Nichts, Mann. Ich hörs platschen und – *whoosh*.

Taucht sie auf. Lauscht den Kirchenliedern, die ich grad singe. Anscheind gefiels ihr, wie meine Stimme übers Wasser hallte. Später hab ich kapiert, dass sie aus Kuba gekomm war. Noch später hab ich ihren Namen erfahren und ihre seltsame Geschichte. Mit ner alten Frau ist sie von da gekommen, die hieß Guanayoa. Ich weiß noch, wie scharf sie auf die Enzyklopädie war. Wie *ich* denn heiß, wollte sie wissen. Und warum war von mir gar kein Bild da drinnen?

Die Wochen danach hab ich sie bald jeden Tag gesehen. Sie erkannte schon mein Boot am Motorengeräusch. So die hat praktisch auf mich gewartet. Ich traute mich nicht mehr, ins Wasser zu pissen. Dafür hatte ich einen alten Kanister mit. Ich hatte beschlossen, ge-

duldig zu sein, also wartete ich da im Boot, stundenlang. Und plötzlich die Schwanzflosse, so groß wie beim Grindwal. Mir wird das Herz warm. Sie hat es aufgeknackt, diese Meerfrau, Lawd. Ließ es sich weiten in meiner Brust, einfach so. Und die Augen hat sie mir geöffnet, auch für andere Fische und Tiere da draußen. Trüb-trüb ist sie durchs Wasser geschwommen, sagt sie, bevor wir uns kannten. Keine Ahnung, wie sie all die Jahre allein da draußen überlebt hat. Tapfer muss sie sein, aber vor mir hatte sie Schiss am Anfang, vor was ich tun würde, wenn ich sie mir kasch. Sie und ich haben uns oft in die Augen geschaut und uns angestaunt, bis die Amerikaner sie geangelt haben.

Einmal, anfangs, schwamm sie dicht bei meinem Boot. Ich konnte sie mir richtig gut anschauen. Ihr Gesicht glatt-glatt, zart, mit leuchtenden Augen, feinen Zügen. Das war wie aus ganz frühen Zeiten, wie Taino-Frauen aus dem Geschichtsbuch in der Schule. Jung war ihr Gesicht, aber gar nicht niedlich, da lag auch was Uraltes drin. Was mich anguckte, war das Gesicht einer Frau von vor Hunderten Jahren. Ich sah ihre Brüste unter zarten Schuppen. Ich sah Schwimmflossen-hände, von denen Sargassum-Seetang troff. Auch ihr Haar voller Seetang, schwarz-schwarz und lang und voller Stachelviecher – als hätt sie ne Krone auf aus langen Drähten. Jedes Mal, wenn sie auftaucht, lässt sie es fliegen, und es sieht aus, als würd sie damit Feuerkorallen kaschen.

Und dann ihr Schwanz. Ooh Lawd! Was ein Mann alles sieht, wenn er nur die Natur liebt und an der See lebt.

Ich guckte über die Bordwand. Meter um Meter dumpfes Silber. Sie sah stark aus mit dem Ding, als wär sie aus diesem Schwanz herausgewachsen. Ich denk damals, diese Fischfrau muss so schwer sein wien Maultier. Vier-, fünfhundert Pfund muss die mindestens wiegen. Ich glaub anfangs, sie muss aus einer Lücke in Gottes großer Ordnung sein und aus der Zeit, wo alles Leben erst ausgedacht wurde. Aus der Zeit, als der Fisch an Land ging und ihm Beine wuch-

sen. Bloß hatte sie es eben nicht an Land geschafft. Sie und ihresgleichen wärn im Schöpfungsakt mittendrin steckengeblieben – so dachte ich, bis sie ihre eigene Geschichte erzählte.

Grün war ich damals. Hab nie gedacht, dass auch ich ihr gefährlich werden könnte. Männer hatten sie unglücklich gemacht, Frauen sie verflucht – so war sie zur Meerfrau geworden, zur Einsamkeit verdammt, ihr Schoß in nem fetten Fischschwanz. Das hatten die Frauen gewollt – dass sie nämlich von deren Männern wegbleibt. Ich hätte nie gedacht, als ich sie gerettet hatte, dass ihr je wieder wer weh tun könnte, ob andere Männer oder ich. Viele Male sang ich für sie und spielte Gitarre an den Felsen vor Murder Bay. Meine Leinen hab ich nie wieder ausgeworfen, nachdem sie da war, weil ich sie nicht mit den Haken erwischen wollte. Trotzdem meine Schuld, dass die sie gekascht ham, die Yankees. Meine Schuld, absolut. Sie dachte, sie hätte das Motorengeräusch meiner *Simplicity* gehört. Ich war denen nach, deshalb ist sie dem Boot gefolgt, aus Versehen.

KAPITEL 2

Dauntless

Als die große Boston-Whaler-Yacht *Dauntless* aus Florida im späten April 1976 zum jährlichen Angelwettbewerb von Black Conch vor der Insel eintraf, suchten ihre Besitzer, zwei weiße Männer namens Thomas und Hank Clayson, unter den Einheimischen nach einer Crew. Nicer Country wurde ihnen als Experte für die Strömungen in den Inselgewässern empfohlen. Er war als erfolgreicher Fischer bekannt. Just im Jahr davor hatte er einen 600 Pfund schweren Marlin gefangen, und dieses Prachtexemplar war mit Speer und allem Drum und Dran auf der Titelseite der *Gazette* gelandet. Ihn heuerten sie also als Skipper. Nicer verpflichtete zwei Jungs aus dem Ort als Besatzung, Short Leg und Nicholas, Brüder von verschiedenen Vätern. Ihre Mutter, eine bissige Frau namens Priscilla, lebte in Davids Nachbarschaft am Hang hinter dem Dorf.

Im den nächsten Tagen trafen immer mehr Boote ein: *Sea Sprite*, *Pilar*, *August Moon*, *Divine Flight*, *Tabanca*, *Jowway*, *Mariner's Dream*. Die meisten stammten von der Inselkette im Norden; selbst aus Bimini und von den Bahamas kamen Angler. Andere waren aus Grenada, St. Kitts, Nevis, Martinique. Auch aus den Florida Keys waren Teilnehmer gekommen, aus Venezuela. Ein Boot war sogar aus Kolumbien angereist. Alle hofften sie auf Blaue Marlins, Schwertfische, Segelfische, Tarpune und Haie. Jede Bootsbesatzung war wie eine Mannschaft mit dem Besitzer an der Spitze – Skipper und Crew brachten sie mit oder heuerten vor Ort jemanden an. Wer Beine

hatte in St. Constance, hoffte auf etwas Geld. Manche hatten ihre Kutter mit Outriggern und Köderboxen ausgestattet. Andere hatten größere Motoren gekauft. Bis zur letzten Aprilwoche waren vierzig oder fünfzig Boote eingetroffen und ankerten in der Bucht.

Am Abend vor dem ersten Wettbewerbstag brummte es in Ce-Ces Kneipe wie in einem Bienennest. Aus den Lautsprechern unter dem Dach jamnten Chalkdust und Mighty Sparrow. Alle laxten, tranken, schwatzten, aßen Fliegende Fische und frische, heiße Bakes, Salz-fisch-Bällchen und Pommes. Sämtliche Fischer und der Nachwuchs aus ganz Black Conch waren da und beäugten die Boote. Ce-Ce hatte den ganzen Tag mit ihren Helfern in der Küche verbracht, um Ziegen-curry und Roti vorzubereiten. Die Wirtin mit ihrem lauten, heiseren Lachen und Hüften so breit, dass sie nur seitwärts durch die Türen passte, sagte allen einen guten Fang voraus – sie würde den ganzen nächsten Monat Bratfisch servieren.

Die beiden Weißen waren Vater und Sohn. Thomas Clayson, der Vater, saß in Khakishorts und bootstauglichen Gummistiefeln am Tresen. Eine schmutzige Kapitänsmütze bedeckte zur Hälfte seinen schütterten Haarkranz, und er sog schnaufend an einem Zigarrenstummel. Von der Anreise aus Miami war sein Gesicht knallrot verbrannt. Hank, sein Sohn, trug einen Safarihut und ein gelbes T-Shirt mit der Aufschrift »Fortune Favours the Bold«. Seine Füße steckten in weißen Socken und Ledersandalen, die Waden waren dünn und blass. An seinem Gürtel baumelten mehrere Taschenmesser.

Samstag, 24. April 1976, Tagesanbruch. Die *Dauntless* lichtete vor allen anderen die Anker. Es herrschten perfekte Bedingungen für den Wettbewerb. Das Meer war im Flachen türkisblau, in den Tiefen violett. Kaum Wind zu erwarten; es war Trockenzeit, eine frühe Mangosaison, beginnende Waldbrandzeit in den Bergen. Seit Wochen kein Regen.

David folgte der Yacht in seiner Piroge *Simplicity*; ihr Außenborder tuckertuckerte, und ihr Bug schnitt durch die sanften Wellen.

Er hatte beschlossen, den Amerikanern ein Stück zu folgen, halb aus Neugier und halb aus Furcht davor, was sie fangen könnten. Seine Meerfrau hatte er seit Tagen nicht gesehen und hoffte von Herzen, dass sie die Inselgewässer verlassen hatte.

An Bord der Yacht waren fünf Männer: Thomas Clayson, sein Sohn Hank, Nicer, Short Leg und dessen Halbbruder Nicholas. An den Auslegerangeln hingen zwei saftige Kalmare, glitten durch die Wellen, trudelten und tauchten; echte Leckerbissen für alles, was in den Tiefen Appetit darauf haben könnte. Die weißen Männer saßen in ihren Angelstühlen und hielten gebannt Ausschau. Was ihnen an dem Tag durch den Kopf ging, weiß Gott allein. Manche glauben, sie hätten Angst gehabt, anderen meinen, sie wären zuversichtlich gewesen. Alle sind sich einig, dass die beiden keine Ahnung von den Inselgewässern hatten, ganz zu schweigen von deren Gesetzen. Der Alte, heißt es, war an allem, was er sich im Leben vorgenommen hatte, gescheitert.

Ein Schwarm Fliegender Fische erhob sich längsseits aus dem Wasser und sauste über die Oberfläche – ein Zeichen, dass ihnen etwas Größeres folgte. Nicer hielt am Steuerstand auf der Flybridge die Augen offen. Zwischen den Männern herrschte spürbares Unbehagen. Die beiden Weißen hatten durchblicken lassen, dass sie sich für höflichen Smalltalk nicht interessierten, dass sie einander nichts zu sagen hatten und ihrer Crew schon gar nicht. Also schaute jeder an Bord aufs Meer und fühlte sich einsam und abgeschieden. Die See, dieses weit hingestreckte Nichts, warf einen Mann auf sich selbst zurück. Das hatte sie so an sich. Sie war endlos, und sie bewegte sich unter dem Kiel. Das war mit überhaupt nichts vergleichbar, was man an Land erlebte. Die See war unstedet. Konnte ein Boot mit Mann und Maus verschlingen. Die See war die gigantische Frau unseres Planeten, fließend und eigensinnig. Die Männer schauderte es, als sie auf ihre Oberfläche starrten. Selbst Nicer fühlte seine Eier schrumpfen

und seine Haare sich sträuben. Blaues offenes Meer nannte man diesen Anblick. Nicer gefielen diese Weißen überhaupt nicht. Hank, der Jüngere, begann zu singen, doch sein Vater knurrte und brachte ihn zum Schweigen. Sie vertrauten einander nicht, geschweige denn, dass sie sich mochten. Der Himmel wirkte durchscheinend, kein bisschen Weiß zu sehen, kein Wolkenengel. Die Hitze triff wie Säure auf sie herab. Kein Vogel rief, kein anderes Boot ließ sich blicken. Es drückte die Stimmung der Männer. Das Meer spiegelte das Innerste ihrer Seelen wider.

Eine Stunde verging, vielleicht zwei. Die See sagte: *Pass auf, was du dir wünschst. Ich bin größer als du. Nimm nicht mehr, als du brauchst.* Als dann alles begann, waren die Männer an Bord wie weggetreten.

Sie bemerkten es alle – ein gewaltiges Brodeln unten im Wasser; an Steuerbord hatte etwas Großes gebissen. Die Schnur hing in einer sanften, langen Schlaufe vom Ausleger herab, die sich plötzlich zuzog.

»Fisch!«, schrie Thomas Clayson. »Gottverdammte!«

Die beiden Weißen hatten ihre Angelruten in die Halterungen gestellt. Alle spürten den Ruck, konnten den Fisch aber nicht sehen. Die Schnur sauste jetzt schräg ins Wasser. Etwas hatte sich den Köder geschnappt und schwamm rasch davon. Die Schnur lief abwärts aus, und zwar an der Angel des jüngeren Clayson. Die Rute bog sich, und die Männer aus Black Conch beeilten sich, ihm in den Gurt zu helfen. Hank Clayson stemmte die Füße gegen das Heck, ihm zitterten die Hände, und er brüllte: »Dad, er ist an meiner! An meiner Angel!« Die Rute bog sich so stark, dass es aussah, als würde sie jeden Moment brechen oder aus der Halterung fliegen.

Nicer Country wusste, was zu tun war: den Fisch um jeden Preis achtern halten, damit die Schnur nicht riss. Er nahm so viel Gas weg, dass sich die Schrauben kaum noch drehten. Hank Claysons Rute krümmte sich noch immer, und die Schnur rauschte rasend schnell

von der Rolle. Der junge Mann lehnte sich jetzt gegen ihren Zug. Nicer drehte das Boot ein wenig, damit der Fisch genau achteraus schwamm. Sie schauten alle zu, wie die Schnur weiter auslief, als galoppierte ein Pferd damit davon, und wussten, dass sie einen Glückstreffer gelandet hatten; sie hatten bekommen, was sie sich gewünscht hatten.

»Bestimmt ein Speerfisch«, sagte Hank, der in Wahrheit nicht die mindeste Ahnung von Fischen hatte; es war seine erste Tour.

»Das ist garantiert ein Blauer Marlin, ein Weibchen, bei dem Gewicht«, sagte der Vater.

Die Crew stand schweigend an Deck, während die Schnur lief und lief, und allen fröstelte es bis ins Mark. Gebissen hatte der Fisch, aber der Kampf sollte erst noch beginnen. Der junge Clayson hielt seine Angelrute fest und starrte aufs Wasser.

»Jetzt zieh«, rief Thomas Clayson. »Jetzt, gib ihm!«

Das versetzte den Sohn in Hektik. Er versuchte zu pumpen, ohne jede Wirkung. Der Fisch floh weiter.

»Was, wenn er den Köder bloß im Maul hält?«, fragte Hank. »Was, wenn er uns nur spazieren führt, nur mit uns spielt, und gar nicht am Haken hängt?«

»So schlau sind die nicht«, entgegnete der Vater. »Der hängt garantiert am Haken.«

»Was, wenn er den Köder ausspuckt?«

»Macht er nicht.«

Hank Clayson stemmte sich wieder gegen das Gewicht des Tiers und riss heftig an der Angelrute. Die Schnur spulte sich unaufhaltsam ab. Er erreichte überhaupt nichts. Schweiß lief ihm über das Gesicht. Er hatte die Sonnencreme vergessen und wurde allmählich tomatenrot.

»Machs noch mal«, sagte der Vater. »Komm schon, häng dich rein, gib ihm Saures.«

Die Crew schaute mit offenen Mündern zu. Der jüngere Mann

richtete mit seinen Bemühungen nicht das Geringste aus. Die Schnur sauste weiter in die Tiefe. Hank Clayson lehnte sich weit zurück, die Schnur sirrte, und die Rute war so gebogen, dass sie ihm fast entglitt. Nicer manövrierte das Boot behutsam um, damit der Fisch gerade achtern blieb. Er ahnte, dass der Sohn ein Anfänger war und sich mit diesem Fang übernommen hatte. Short Leg und Nicholas sahen es auch.

Nicer begriff, dass sie sich auf einen langen Kampf einstellen mussten.

David war in seiner Piroge ein Stück zurückgefallen. Er schmauchte seinen Spliff und bemerkte nicht, dass die Amerikaner etwas gefangen hatten.

Eine Stunde mühten sie sich nun schon ab. Jeder der Männer hätte den Kampf gern übernommen; jeder wünschte, er hätte die Rute in der Hand, aber es wäre falsch gewesen, sich einzumischen. Die Schnur lief weiter von der Rolle.

»Lass ihn arbeiten, Hank«, sagte der Vater und ärgerte seinen Sohn damit maßlos.

Der Fisch wurde nicht müde; er versuchte noch immer zu entkommen. Hank hob und senkte die Rute, so gut es ging. Ingeheim wünschte er, er könnte die Angel an einen der anderen Männer weitergeben; dieser Angeltörn war ohnehin nicht seine Idee gewesen. Er war ein Geschenk von seinem Vater, dessen Vorstellung von einem gelungenen Vater-Sohn-Ausflug. Jetzt, wo Hank etwas an der Angel hatte, krampfte sich ihm der Magen zusammen.

»Halt ihn unter Kontrolle«, sagte der Vater. Der Fisch tauchte jetzt tiefer und wechselte die Richtung. Nicer legte den Rückwärtsgang ein, um etwas Druck von der Schnur zu nehmen.

»Jesus, er schleppt ja fast das Boot ab!«, rief Hank.

~

Ein dicker Kalmar kasch mich
Wer glaub das, ein Kalmar so gemein?
Auf einmal brennt mir der Mund
Fühl ein Ruck und ein Ziehen
Ich dachte ich hör *Simplicity* tuckertuckern
Ich schwimm schnell-schnell aber Haken hat mich gut gekascht

Tief-tief schwimm ich lange Zeit
Weit-weit runter zum Grund
War nicht *Simplicity* sondern
war ein Yankee-Boot an der Leine
Erst denk ich ich nehm das Boot mit
Bis runter zum Meergrund
Aber das Yankee-Boot
War zu groß-groß

Voller Angst schwimm ich tief-tief
In sichere Meergefilde
Ins schwarze Weite da unten
Was Starkes oben zieht mich wieder rauf
Die Kehle brennt mir vor Schmerzen
Ich erwürg mich
Ich ertrinke im Meer
Ich spring hoch, dass die mich sehen

Ein Menschfisch bin ich
Lass mich los
Mach kein Fehler
Tief und weit schwimm ich lange Zeit
Ich weiß es gibt keine Hoffnung
Kein Leben
Ich schwimm in meinen Tod

David, oh, der Yankee-Mann kasch mich
Als ich denk du wärst da
Er kasch mich gut
David wo bist du?
Du bist nicht mehr da
Komm und find meinen Brief in der Flasche

Hank Clayson war von der Sonne puterrot geworden.

»Jetzt wird er müde«, sagte Thomas Clayson. »Gebt Hank ne Abkühlung, sonst stirbt er am Sonnenstich, bevor er ihn ranholt.«

Short Leg ging zur eisgefüllten Köderbox, tunkte einen Eimer hinein und goss dem Sohn ein wenig Eiswasser über den Kopf. Es stimmte wirklich, dass Weiße an Sonnenbrand sterben konnten; Short Leg kannte die Geschichten. Weiße hatten vor nichts so viel Schiss wie vor zu viel Sonne; zu viel Sonne konnte die nämlich das Leben kosten. Sie fielen in Ohnmacht, kriegten Herzinfarkte. Short Leg verpasste dem Mann eine ordentliche Dusche. Es machte ihm Spaß, wie der sich wand.

Der Fisch wurde müde, aber die Schnur war fast restlos ausgelau-
fen, und Hank Clayson tat alles weh von dem langen Kampf. Am
schlimmsten schmerzten die Schultern und Arme.

»Jetzt wird er bald hochkommen müssen«, sagte Thomas Clayson
und kaute auf seiner Zigarre. Er selbst hatte einige Action auf See
erlebt. Seinen Sohn hatte er mitgebracht, um ihn zum Mann zu ma-
chen. Aber der schien darauf nicht gerade viel Wert zu legen. Er war
ne verdammte Sissy; er las Bücher. Manchmal schrieb er sogar selbst
»Gedichte«. Clayson hatte ihm ein teures Jurastudium finanziert,
und selbst da hatte ihn der Sohn enttäuscht – er wollte ein Anwalt
der Armen sein, sagte er, der alleinerziehenden Mütter und Immi-
granten. Claysons Pläne waren nach hinten losgegangen. Sein Sohn
war »sensibel«, sagte seine Frau. Wie ne gottverdammte Zimmer-
pflanze. Jetzt hatte sein Sohn einen Fisch am Haken, der vielleicht

tausend Pfund wog. Thomas Clayson wünschte, er wäre selbst der mit der Angelrute; sein Sohn würde es nicht packen, wenn der Fisch erst mal kämpfte. Bisher hatte er nur festgehalten, während das Vieh aufs Meer hinaus floh. Sehr bald würde er ihm Schnur abnehmen müssen. Und doch wollte Thomas, dass sein Sohn es schaffte, wollte es mehr als alles andere; es wäre großartig. Wie stolz er sein könnte, wenn er einen Sohn hätte, der so einen Fang macht.

Inzwischen war die *Dauntless* so weit rausgefahren, dass David mit der *Simplicity* umkehrte. Er fuhr zurück und kippte ein paar Drinks im Ce-Ce's, um seine Angst zu ersäufen.

Auf der *Boston Whaler* stemmte Hank Clayson im Angelstuhl seine Beine gegen das Heck und zog mit seinem ganzen Gewicht an der Angelrute. Er hob sie und spulte Schnur auf, hob und spulte. Allmählich eroberte er sie zurück, erst zentimeterweise, dann in größeren Stücken; immer mehr Schnur landete wieder auf der Rolle.

»Das ist vielleicht ein Aas«, sagte er. »Ich kanns kaum erwarten, den zu sehen.«

Die Jungs von der Crew übergossen ihn wieder mit Wasser.

»Jetzt wird es leichter, ihn zu halten.«

»Mach nicht schneller, als du kannst«, sagte Thomas Clayson.

Alle fünf Männer hatte die Vorfreude gepackt. Es war über eine Stunde vergangen. Der Fisch wurde müde. Sie würden gewinnen. Jetzt mussten sie bloß noch auf Kurs bleiben und ihn langsam zum Boot drillen.

»Kann ich eine Cola bekommen?«, fragte Hank. »Ich bin echt durstig.«

Die Schnur begann immer mehr durchzuhängen.

»Pass auf, Hank«, sagte der Vater. »Der kommt jetzt jeden Moment hoch.«

Hank Clayson spürte es auch, dass der Fisch springen würde. Nicer setzte das Boot ein Stück zurück.

»Das Vieh kommt hoch!«, rief der Vater. »Das verdammte Aas taucht auf. Halt die Rute oben!«

Die flache, dunkle See brach auf. Die Meerfrau schoss hoch, stieg aus dem Wasser, ihr Haar flog wie ein Gewirr aus Drähten, die Arme im Sprung zurückgeworfen, ihr Körper von glänzenden Schuppen überzogen, und ihr gewaltiger, muskulöser Schwanz, wie von einem Wesen aus den tiefsten Meerestiefen, peitschte. Sie flog hoch hinaus, beschrieb einen Bogen nach hinten. Die Männer sahen ihren Kopf, ihre Brüste, ihren Bauch, das Schambein einer Frau am Übergang zum glänzenden Fischeschwanz.

»Jesus Christus!«, rief Thomas Clayson.

Nicer bekreuzigte sich.

Die Jungs aus Black Conch schnappten nach Luft.

»Kappt die Schnur!«, rief Nicer Country. »Los, kappt die Schnur!«

Die fünf Männer waren entsetzt, als die Meerfrau zuckend ins Wasser zurückfiel. Sie blutete aus dem Mund und hatte gerade erst zu kämpfen begonnen. An Hank Claysons Angel hing eine wilde Kreatur, und sie war wütend.

Nicer wusste, dass sie etwas an der Angel hatten, was sie nicht hätten fangen dürfen. Er sprang mit einem Messer in der Hand von der Flybridge. Die Meerfrau, oder was auch immer sie war, verdiente es, im Meer zu bleiben. Damit wollte er überhaupt nichts zu tun haben. Das Vieh wirkte zu groß für das Boot. Vielleicht konnte es diese Yacht sogar versenken.

»Finger weg!«, rief Thomas Clayson, als Nicer sich zur Angelschnur vorbeugte. »Hier wird gar nichts gekappt. Sie ist Millionen wert. *Millionen*. Die holen wir uns, verdammt noch mal, die drillen wir ran.«

Sie war jetzt an der Wasseroberfläche, peitschte die Wellen wie ein Makohai, riss mit den Armen an der Schnur, würgte Blut hoch, spuckte und schrie in hohen klagenden Tönen.

»O Gott«, stammelte Hank. »Habt ihr das gesehen?« Ihm zitterten die Hände.

Der Vater hätte ihm die Rute am liebsten abgenommen. Die Män-

ner aus Black Conch, Short Leg und Nicholas, wichen von der Reling zurück. Sie wussten, genau wie Nicer, dass das hier falsch war. *Die ham schlimmen Jumbie gekascht*. Dabei wollten sie nicht auch noch helfen. Sie wussten nicht, was tun. Die beiden Weißen wollten diese Kreatur aus dem Wasser ziehen. Aber der Fisch war eindeutig zur Hälfte Frau. Von Wassermännern in den Küstengewässern hatte jeder gehört, aber Wasserfrauen? Nein. Sie brachte bestenfalls Unglück, und ihre Haare machten ihnen Angst – so mit einem Hieb von diesen Tentakeln konnte die töten. Oder sie alle vergiften. Auf ihrem Rücken hatten sie Stacheln gesehen, Rückenstacheln. Skorpionfischstacheln. Eine blutende, wütende Frau hatten sie am Ende der Angelschnur gesehen, und die wollten die Weißen jetzt fangen. *Nee, Junge*, sagten sie sich.

Die Meerfrau war wieder unter Wasser verschwunden. Dem jüngeren Clayson standen Schrecken und Aufregung ins Gesicht geschrieben.

»Halt sie fest!«, rief der Vater.

»Was glaubst du, was ich hier mache?«, blaffte der Sohn.

»Setz weiter zurück«, rief Thomas Clayson Nicer zu.

Nicer tanzten jetzt Dollarzeichen vor den Augen. Wäre er allein gewesen, er hätte die Meerfrau ziehen lassen, aber Claysons Worte machten ihm bewusst, dass er genug Geld für ein zweites Boot verdienen könnte, ein neues Auto, einen eigenen Betrieb. Das wärs doch. Er legte den Rückwärtsgang ein. Die Motoren brummt. Nicer spürte, wie seine Neugier wuchs. Wie viel würde sie einbringen? Er ließ das Boot langsam der Beute folgen. Die Schnur begann wieder durchzuhängen. Der jüngere Clayson hob und senkte die Rute, pumpte und pumpte, und die Schnur lief so schnell ein, wie er sie aufspulen konnte. Die Meerfrau blieb fürs Erste verschwunden.

»Das Vieh wiegt locker sechshundert Pfund«, sagte Thomas Clayson. Die Wasseroberfläche war wieder flach und leer. Bis auf das leise Klicken der Rolle herrschte Stille.